

Die Sprache der Füße

Der Bundestag hat gerade ein Recht auf Reparatur beschlossen. So jedenfalls lässt sich die Nachricht sagen, wenn man sie in einen Satz bringen will. Genauer gesagt: Deutschland setzt eine europäische Richtlinie um, die verhindern soll, dass Geräte zu früh weggeworfen werden. Hersteller sollen bestimmte Produkte reparieren müssen. Ersatzteile, Werkzeuge und Informationen sollen verfügbar sein. Reparieren soll nicht länger der Sonderfall für Bastler bleiben, sondern wieder eine naheliegende Möglichkeit werden.

Das klingt gut. Es klingt sogar sehr gut. Denn wir wissen seit langem, dass wir zu viel Müll produzieren. Bei Elektrogeräten kommt hinzu: Wir werfen nicht nur Plastik, Blech und Kabel weg. Wir verlieren Rohstoffe, deren Gewinnung schwierig ist, deren Lieferketten verletzlich sind und deren Bedeutung für eine moderne Wirtschaft wächst. Kupfer, Gold, Kobalt, Lithium, Seltene Erden – je nach Gerät sind ganz unterschiedliche Stoffe betroffen. Aber die Richtung ist klar: Was im Schrank liegt, auf dem Wertstoffhof landet oder im Restmüll verschwindet, ist oft nicht einfach Abfall. Es ist gespeicherte Arbeit. Es ist Energie. Es ist Weltverbrauch.

Darum ist ein Recht auf Reparatur ein guter Anfang. Aber eben: ein Anfang.

Gesetze werden gern so verkündet, als seien sie schon Ergebnisse. Man beschließt etwas, spricht von einem Meilenstein, setzt einen Haken hinter ein Problem und geht zum nächsten über. So entsteht leicht die Illusion, Politik bestehe im Herstellen fertiger Lösungen. Dabei sind Gesetze lediglich Versuche, Wirklichkeit zu gestalten. Sie öffnen einen Weg. Ob dieser Weg begangen wird, entscheidet sich später: in Werkstätten, Küchen, Hausfluren, Vereinsräumen, Kommunalverwaltungen, Ladenlokalen, Schulen, Mietshäusern und Einkaufsentscheidungen.

Das Recht auf Reparatur wird deshalb nicht schon dadurch wirklich, dass es im Bundesgesetzblatt steht. Es wird wirklich, wenn Menschen es kennen. Wenn Händler nicht nur widerwillig auf Paragraphen reagieren. Wenn Hersteller nicht nach der nächsten technischen Ausweichmöglichkeit suchen. Wenn Kommunen Räume bereitstellen. Wenn Vermieter kleine Werkstätten in leerstehenden Ladenlokalen zulassen. Wenn Kundinnen und Kunden nicht nur fragen: „Was kostet das neu?“, sondern auch: „Kann man das noch reparieren?“

Und hier beginnt die eigentliche Frage: Sind die Bedingungen dafür schon da?

Vielleicht funktioniert ein solches Gesetz in Berlin-Kreuzberg anders als in Schmallenberg. Vielleicht findet man in einer Großstadt schneller ein Repair-Café, eine freie Werkstatt, eine Initiative, einen Menschen mit Lötkolben und Geduld. Vielleicht ist der Weg zur Reparatur in ländlichen Räumen länger, der Bus seltener, die Zahl der Fachleute kleiner. Vielleicht gibt es auch dort verborgene Kompetenzen, aber sie erscheinen nicht als Markt. Sie sitzen in Kellern, Garagen, Werkstätten, Vereinen. Sie brauchen keinen großen Apparat, wohl aber Sichtbarkeit, Anerkennung und manchmal eine Steckdose am richtigen Ort.

Ähnlich ist es bei den Geräten selbst. Bei Smartphones gibt es inzwischen Modelle, die von Anfang an auf Reparierbarkeit setzen. Akkus, Displays und Ersatzteile werden dort nicht als Betriebsgeheimnis behandelt. Bei anderen Geräten sieht es anders aus. Wer je versucht hat, einen billigen Tintenstrahldrucker zu retten, kennt die Erfahrung: Das Gerät hat vielleicht weniger gekostet als ein Satz Patronen. Der Druckkopf trocknet ein. Die Fehlermeldung bleibt rätselhaft. Am Ende steht man vor der absurden Frage, ob eine Reparatur nicht teurer, komplizierter und

zeitaufwändiger ist als der Neukauf. Ein Gesetz kann solche Geschäftsmodelle stören. Aber es beseitigt sie nicht über Nacht.

Darum braucht dieses Recht auf Reparatur eine öffentlich sichtbare, wohlwollend-kritische Begleitung. Wohlwollend, weil die Richtung stimmt. Kritisch, weil ein gutes Ziel nicht genügt. Man muss hinschauen, wo der Weg trägt und wo er abbricht. Man muss fragen, welche Geräte tatsächlich repariert werden, welche nur theoretisch reparierbar sind, welche Ersatzteile verfügbar sind, welche Preise verlangt werden und ob die Reparatur am Ende wirklich eine einfache, zumutbare Möglichkeit wird.

Hier hilft ein Blick auf ein ganz anderes Thema: den Zivilschutz. Auch dort entdecken wir gerade neu, dass eine zentrale Organisation von oben nicht ausreicht. Natürlich braucht es Bundesbehörden, Lagebilder, Warnsysteme, Zuständigkeiten, Standards. Aber im Ernstfall entscheidet sich vieles vor Ort. Wo sammeln sich Menschen bei Hitze? Welche Keller sind zugänglich? Welche Kirchen bleiben kühl? Welche U-Bahn-Stationen, Tunnel, Schulen, Turnhallen oder Gemeindehäuser bieten Schutz? Wer hat Schlüssel? Wer kennt die Nachbarn? Wer weiß, welche alte Frau im dritten Stock bei Stromausfall nicht mehr telefonieren kann?

In Hamburg suchen Menschen bei großer Hitze kühle Orte. In Kiew flüchten Menschen bei Luftalarm in die U-Bahn. In Berlin sind aus manchen alten Bunkern Hügel und aus manchen Hügeln Parks geworden. Die Geschichte verschwindet nicht. Sie verändert ihre Oberfläche. Manchmal fällt ein Baum um, weil die Wurzeln keinen guten Grund finden. Dann zeigt sich wieder, was darunter liegt.

Das alles sind keine romantischen Nebengedanken. Es sind Hinweise auf eine politische Grundfähigkeit: Wir müssen lernen, die Sprache der Füße zu verstehen. Die Füße wissen oft früher als die Programme, welche Wege wirklich begehbar sind. Sie wissen, wo Menschen ohnehin hingehen. Sie wissen, welche Orte vertraut sind. Sie wissen, welche Schwelle zu hoch ist, welcher Raum einlädt, welcher Weg zu weit ist. Sie wissen auch, ob ein Angebot nur auf dem Papier existiert oder im Alltag erreicht werden kann.

Auf ein Gesetz übertragen heißt das: Die erste Frage lautet nicht nur, was geregelt werden soll. Die erste Frage lautet auch: Wo geschieht das, was wir fördern wollen, bereits?

Wo wird heute schon repariert? In welchen Städten, Dörfern, Stadtteilen, Schulen, Kirchengemeinden, Werkstätten, Nachbarschaften? Wer hält diese Kultur am Leben? Welche Leute bringen nicht nur Fachwissen mit, sondern Geduld, Humor, Tüftellust und die Fähigkeit, anderen etwas zu zeigen? Wie können wir diese Orte sichtbar machen, ohne sie sofort mit Bürokratie zu ersticken? Wie können wir sie würdigen, ohne sie zu vereinnahmen?

Die zweite Frage lautet: Wie wächst eine gute Idee vom Kleinen ins Große, ohne ihren Charakter zu verlieren?

Nicht alles, was groß wird, wird dadurch stärker. Manche Systeme werden mit der Größe abhängig, träge und verletzlich. Reparaturkultur braucht aber das Gegenteil: Nähe, Zugänglichkeit, verteiltes Wissen, überschaubare Verantwortung. Eine Waschmaschine braucht vielleicht den Fachbetrieb. Ein Toaster vielleicht den Nachbarschaftstisch. Ein Smartphone vielleicht Ersatzteilzugang, Spezialwerkzeug und Softwareoffenheit. Ein E-Bike vielleicht beides: Werkstatt und Herstellerpflicht. Es wäre klug, diese Unterschiede nicht einzuebnen.

Die dritte Frage lautet: In welche größere Erzählung gehört das Gesetz?

Man kann es als Nachhaltigkeitsgesetz erzählen. Dann geht es um Müllvermeidung, Ressourcenschutz und Klimabilanz. Man kann es als Sicherheitsgesetz erzählen. Dann geht es um Rohstoffabhängigkeiten, Lieferketten und Resilienz. Man kann es als Verbraucherschutzgesetz erzählen. Dann geht es um faire Preise, Gewährleistung und das Ende künstlicher Blockaden. Man kann es aber auch als Wertschöpfungsgesetz erzählen. Dann verändert sich der Blick noch einmal. Denn Reparatur ist Wertschöpfung.

Nicht nur Produktion schafft Wert. Auch Erhalt schafft Wert. Pflege schafft Wert. Wartung schafft Wert. Aufmerksamkeit schafft Wert. Wer ein Gerät repariert, bewahrt nicht nur ein Ding vor dem Müll. Er bewahrt die Arbeit, die in ihm steckt. Er bewahrt Rohstoffe. Er bewahrt Nutzbarkeit. Und manchmal bewahrt er sogar ein Stück Selbstwirksamkeit: Ich bin nicht nur Käufer. Ich bin nicht nur Entsorger. Ich kann verstehen, erhalten, weitergeben, verändern.

Das Internet wurde einmal so gedacht, dass es nicht an einer einzigen Leitung hängt. Daten werden in Pakete zerlegt, Wege können wechseln, Ausfälle können umgangen werden. Dieses Bild ist nicht eins zu eins auf Reparatur übertragbar. Aber es enthält einen wichtigen Gedanken: Widerstandsfähigkeit entsteht nicht nur durch Größe. Sie entsteht durch verteilte Wege.

Auch demokratische Gesellschaften leben von solchen verteilten Wegen. Sie beginnen nicht erst beim Bund. Sie beginnen in Familien, Nachbarschaften, Freundeskreisen, Vereinen, Gemeinden, Betrieben, Schulen, Städten. Das Grundgesetz schützt Ehe und Familie. Es ordnet Zuständigkeiten zwischen Bund und Ländern. Es kennt nicht die eine große Maschine, die alles steuert. Es setzt auf gegliederte Verantwortung.

Diese Verantwortung hat sich verändert. Familie sieht heute anders aus als 1949. Nachbarschaft ist nicht mehr selbstverständlich. Vereine kämpfen um Nachwuchs. Innenstädte verlieren Läden. Digitale Geräte sind verschlossener als alte Radios. Gleichzeitig entstehen neue Formen von Gemeinschaft: Repair-Cafés, offene Werkstätten, Nachbarschaftsgruppen, Tauschbörsen, digitale Wissensräume, lokale Initiativen.

Politik müsste diese Wirklichkeit genauer lesen. Sie müsste nicht nur fragen: Was wollen wir vorschreiben? Sondern: Welche vorhandenen Anfänge verdienen Schutz? Welche lokalen Kräfte können wachsen? Welche Hindernisse müssen weg? Wo braucht es Geld? Wo braucht es Räume? Wo braucht es Ausbildung? Wo braucht es europäische Regeln, weil ein einzelner Staat gegen globale Produktstrategien zu schwach ist?

Ein Recht auf Reparatur ist deshalb mehr als ein technisches Verbraucherthema. Es ist ein kleiner Testfall für eine andere politische Kultur. Eine Kultur, die Gesetze nicht als fertige Antworten verkauft, sondern als öffentliche Anfänge begleitet. Eine Kultur, die nicht nur von oben steuert, sondern vor Ort sehen lernt. Eine Kultur, die nicht nur fragt, was neu produziert werden kann, sondern was erhalten, gepflegt und wieder zugänglich gemacht werden sollte.

Vielleicht ist das die eigentliche Zumutung dieser Zeit: Wir müssen nicht nur schneller werden, digitaler, effizienter, größer. Wir müssen wieder genauer werden. Genauer im Sehen. Genauer im Hören. Genauer im Gehen.

Denn manchmal erkennt man die Zukunft nicht zuerst an großen Programmen. Man erkennt sie daran, wohin Menschen ihre Schritte lenken. Zum kühlen Tunnel. Zur offenen Kirche. Zur Nachbarin. Zur Werkstatt. Zum Repair-Café.

Wir sollten diese Wege nicht übersehen. Wir sollten die Sprache der Füße neu lernen.